(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung.

Nr. 192 Sonnabend, den 17. August 1901

Fabrik- und Handwerks-Betrieb.

Nachdem in den letzten Tagen eine Anzahl von Handwerkskammern die gesetzgebenden Faktoren aufgefordert haben, eine gesetzliche Regelung der Frage herbeizuführen, welche Betriebe als fabriksmäßig und welche als handwerksmäßig anzusehen sind, darf — wie die „Berl. Polit. Nachr." schreiben — daran erinnert werden, daß regierungsseitig in dieser Angelegenheit bereits eine umfassende Erhebung veranstaltet ist. Ihre Ergebnisse werden im preußischen Ministerium für Handel und Gewerbe gesichtet und geprüft. Die gegenwärtige Schwierigkeit der Materie liegt nicht so sehr darin, Kriterien für die Begriffsbegrenzung eines handwerksmäßigen Betriebes zu finden, als darin, daß über diese Frage verschiedene Faktoren entscheiden. Fabriksmäßige Betriebe werden in das Handelsregister eingetragen. Ueber diese Eintragung entscheiden die Registergerichte. Die Behörden, die über die handwerksmäßige Natur eines Betriebes im Sinne der Gewerbeordnung zu entscheiden haben, sind ganz andere. Und nun ist eine Uebereinstimmung zwischen den Ansichten dieser Faktoren betreffs der Grenzlinie zwischen beiden Betriebsarten nicht immer zu erzielen. Während auf der einen Seite mehr Gewicht auf den Umfang eines Betriebes gelegt wird, werden auf der anderen die gesammten Betriebsverhältnisse als maßgebend angesehen, und daraus müssen sich Verschiedenheiten der Entscheiduugen ergeben, die nach beiden Seiten unangenehm wirken. Man wird sich erinnern, daß in dem ersten Entwurf eines Handwerksorganisationsgesetzes, welcher noch unter dem Minister Freiherrn v. Berlepsch veröffentlicht wurde, alle diejenigen Betriebe, in denen 20 und weniger Arbeiter beschäftigt wurden, als handwerksmäßige angesehen wurden. Auch in diesem Entwurfe war also das Kriterium des Betriebsumfangs als maßgebend angesehen. Gegenwärtig scheint jedoch an den zuständigen Regierungsstellen die Ansicht, daß der Betriebsumfang nicht allein als das entscheidene Merkmal anzusehen sei, die Oberhand gewonnen zu haben, und man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß, falls eine Entscheidung, die bei dem Mangel einer die Registergerichte und die Verwaltungsbehörden gemeinsam bestimmenden Instanz nur eine gesetzliche sein kann, wirklich gefällt wird, sie sich dieser Ansicht anpassen wird. Ob jedoch die Entscheidung sehr bald fallen wird, ist nicht sicher. Es ist immerhin möglich, daß die natürliche Entwickelung der Dinge die bisher zu beobachtenden Mißstände ausmerzt, dann würde eine so einschneidende Aenderung des erst einige Jahre in Geltung befindlichen Handwerksorganisationsgesetzes unnöthig werden.

Kriegshinterbliebenen-Versorgung.

Noch immer herrscht über verschiedene durch das Reichsgesetz vom 31. Mai 1901 betreffend Versorgung von Kriegsinvaliden und Kriegshinterbliebenen geregelte Punkte in weiteren Kreisen Unklarheit. Die nach dem Gesetze zu gewährenden Zuschüsse zu den Wittwen-Erziehungs- u. s. w. Beihülfen werden den zum Bezuge von gesetzlichen Beihilfen bereits anerkannten Personen ohne weiteren Antrag ihrerseits gezahlt. In anderen Fällen haben sich die Bezugsberechtigten selbst zu bemühen. So wurden früher die Hinterbliebenen solcher Kriegstheilnehmer, welche an den Folgen einer nicht durch Kriegsverwundung herbeigeführten äußeren Kriegsdienstbeschädigung gestorben sind, wie die Hinterbliebenen solcher Kriegstheilnehmer versorgt, deren Tod als die Folge einer inneren Kriegsdienstbeschädigung anerkannt worden war. In diesem Falle mußte der Kriegstheilnehmer vor Ablauf eines Jahres nach dem Friedensschlusse gestorben sein. Nunmehr ist die äußere Kriegsdienstbeschädigung der Kriegsverwundung gleichgestellt worden. Demnach ist die gesetzliche Versorgung für Hinterbliebene von Kriegstheilnehmern, welche an den Folgen einer Kriegsverwundung oder einer äußeren Kriegsbeschädigung gestorben sind, ohne Rücksicht auf den Zeitpunkt des Todes zuständig. Dagegen muß die Ehe vor dem Jahre 1901 geschlossen gewesen sein. Hinterbliebene, welche hiernach ein Versorgungsrecht erlangen, haben sich unter Vorlage der Militärpapiere des verstorbenen Kriegstheilnehmers an die Polizeibehörde ihres Wohnortes mit dem Gesuche um Auswirkung der gesetzlichen Versorgung zu wenden. Des Weiteren waren nach früheren gesetzlichen Vorschriften die bedürftigen Eltern und Großeltern von Kriegstheilnehmern nur dann versorgungsberechtigt, wenn sie in dem Verstorbenen ihren einzigen Ernährer verloren hatten. Nunmehr ist die gesetzliche Beihilfe für Eltern und Großeltern zu gewähren, wenn ihr Lebensunterhalt ganz oder überwiegend durch den Verstorbenen zur Zeit seines Todes bestritten worden war und so lange die Hilfsbedürftigkeit dauert. Dabei ist jedoch Voraussetzung, daß der Tod des betreffenden Abkömmlings, sofern er nicht durch Kriegsverwundung oder äußere Kriegsdienstbeschädigung, sondern durch innere Kriegsdienstbeschädigung verursacht worden ist, vor Ablauf eines Jahres nach dem Friedensschluß eingetreten sein muß. Auch hier hind die entsprechenden Anträge in der oben angegebenen Weise zu stellen.

Das Testament.

Humoreske von Fritz Ernst.

(Nachdruck verboten).

Der Rentier und ehemalige Seifenfabrikant Leberecht Wunderlich hatte seinem Namen stets Ehre gemacht; immer war er ein Sonderling gewesen, und als er nun aus dieser schönsten aller Welten (lies: Jammerthal) schied, da verblüffte er die zärtlichen Verwandten und biederen Mitbürger noch durch sein Testament.

Leberecht Wunderlich hatte in seiner Geburtsstadt Ingelhausen die Seifensiederei seines Vaters geerbt, wie dies seit vielen Generationen Sitte war. Wie staunte aber die ganze Stadt, als er auf dem umfangreichen Grundstück zu bauen begann und eine Fabrik errichtete, die ganz beträchtliche Waarenmengen produzirte. Ein solch bodenloser Leichtsinn war im Orte noch nicht beobachtet worden. Gewiß, Ingelhausen war eine sehr respektable Stadt mit ihren 4307 Einwohnern, und die Bevölkerungsziffer hatte im letzten Jahre allein um 28 Seelen zugenommen, aber soviel Seife und Lichte konnte man doch beim besten Willen nicht verbrauchen. Alsdann aber Wagen auf Wagen, hoch mit Kisten bepackt, von der Fabrik nach dem Bahnhof rollte, und als der Postsekretär von den großen Summen erzählte, die für Wunderlich eingingen, da stieg den Ingelhäuser Spießbürgern ein Licht auf, so groß wie die ganze Fabrik, daß man nach der Welt da draußen, von der man so viele Bedürfnisse hereinzog, auch exportiren könne.

Der Seifenfabrikant selber hatte kaum eine Ahnung davon, wie lebhaft man sich mit ihm und seinem Unternehmen beschäftigte, da er in stiller Zurückgezogenheit lebte. Er vergrößerte die Fabrik mehr und mehr, verwandelte das Unternehmen schließlich in eine Aktiengesellschaft und zog sich mit einem beträchtlichen Vermögen in sein prächtiges Haus am Markt zurück, wo er nach einigen Jahren beschaulicher Ruhe starb.

Heute war Testamentseröffnung, ein Ereigniß für die ganze Stadt, denn der Erblasser hinterließ nur einen näheren Verwandten, einen Neffen, der sich aber nie um den Onkel gekümmert hatte, während zahlreiche Verwandte entfernteren Grades aus Zukunftsrücksichten sich viel um den nunmehr Verstorbenen bemühten. In dem geräumigen Speisezimmer des Wunderlichschen Hauses drängten sich viele Personen, sich gegenseitig mit mißtrauischen Blicken betrachtend. Jetzt legte sich tiefes Schweigen über die Versammlung, denn der Notar hatte seinen Platz eingenommen und begann die Formalitäten zu erledigen. Dann kam man zur Verlesung des Testaments, und nach den üblichen einleitenden Sätzen hieß es weiter: „Zu meinem Haupterben setze ich ein meinen Neffen, den Gerichtssekretär Bertholb Wunderlich, erstens, weil er mein einziger wirklicher Blutsverwandter ist, zweitens und in der Hauptsache, weil er mir nie in erbschaftslüsterner Weise lästig fiel. Er erhält das Haus mit Allem, was darin ist und die Hälfte meines Baarvermögens. Sollte der Haupterbe bei meinem Tode das vierzigste Lebensjahr erreicht haben, so ist das Kodizill zu diesem Testament gleichzeitig zu eröffnen; ist dies nicht der Fall, so ist die Eröffnuug des Kodizills am Tage, da Bertholb Wunderlich das vierzigste Lebensjahr vollendet, vorzunehmen."

Was war denn das?! Alle sahen sich erstaunt an. Sie waren leer ausgegangen, und nur der dort, auf den man als Erben gar nicht gerechnet hatte, schluckte mehr als die Hälfte vom Ganzen, 150 000 Mark und das wunderhübsche Haus, in dem schon jeder der Erben hier und da im Geiste kleine Veränderungen vorgenommen hatte, die er ausführen wollte, sobald ihm der Besitz zugefallen war. Ja so, das Kodizill, da konnte man ja noch hoffen. Aber welche merkwürdige Bestimmung mit dem Alter Bertholds! — Und nachdem man mit sauersüßer Miene und heuchlerischen Worten den Haupt- und bis jetzt alleinigen Erben beglückwünscht hatte, stand man in Gruppen umher, die Kodizillklausel besprechend und interpretirend.

Auch vor der Fensternische, in die Berthold sich unbemerkt hinter die Vorhänge zurückgezogen hatte, stand eine solche Gruppe in eifrigem Gespräch. — „Halt! Ich hab's!" rief einer der Geprellten. „Ich weiß, was diese verrückte Geschichte bedeutet, und was sie mit Bertholds Alter zu thun hat. Ihr wißt, der Onkel war ein eingefleischter Hagestolz, ja, ein Weiberhasser. Tritt nun Berthold in die Fußstapfen des Onkels, dann bekommt er auch noch den Rest, denn nach dem vierzigsten Jahre, so meint der Onkel, wird er wohl kaum noch in die Ehe springen. Heirathet er aber vorher, so bekommen wir die andere Hälfte. Deshalb sage ich, Berthold muß heirathen, und zwar schnell, denn in sechs Wochen hat er die Vierzig erreicht!"

Jeder gab dem Sprecher recht, Berthold muß heirathen, und im Stillen wurde hinzugesetzt: „aber meine Tochter, damit auch der Haupttheil in meine Familie kommt." — Dann trennte man sich, und gleich darauf ging auch Berthold langsam nach Hause. Er war in tiefes, ernstes Sinnen versunken, und die alte Ursula, seine brave Haushälterin, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, wie Jemand, dem soeben ein Vermögen zugefallen war, solches Gesicht machen konnte. Hei, wenn sie so fünfzigtausend Thaler und ein schönes Haus erwischt hätte, dann wollte sie wohl leben und lustig sein, und dann, wer weiß, dann fände sich auch vielleicht noch ein Mann, der — sie war ja noch Mädchen — — und die fünfzigjährige Jungfrau schaute sich erröthend um, ob auch Keiner ihre Gedanken errathen hätte.

Nach dem Essen setzte sich Berthold, täglicher Gewohnheit folgend, in den bequemen Lehnstuhl, um seine Pfeife zu rauchen und die Zeitung zu lesen. Aber die Pfeife ging aus und die Zeitung entsank seiner Hand — er grübelte. Immer klang es ihm in die Ohren: Berthold muß heirathen. Ja, warum hatte er eigentlich nicht geheirathet? Ganz einfach, weil ihm nie im Leben ein Mädchen über den Weg gelaufen war, das in ihm den Gedanken an ihren Besitz angeregt hatte. Nie im Leben? —

Seine Gedanken schweiften zurück. — Vor zwanzig Jahren war er in H. Mit einigen Freunden saß er in einem Konzertgarten, als ein junges Mädchen herantrat und Blumen feilbot. Die schönste Blume aber war das Mädchen selber. Die Freunde Bertholds scherzten mit der Blumenverkäuferin in einer Art, daß diese sich blutübergossen und mit Thränen in den Augen abwandte. Auf Berthold hatte das Mädchen im Augenblick einen tiefen Eindruck gemacht, er verwies den Freunden ihr Benehmen mit scharfen Worten, man lachte ihn aus, und das Ende vom Liede war, daß Berthold sich im Zorn entfernte — um seine Blumenfee zu suchen. Er fand sie, und einige Tage später besuchte er sie bei ihren Eltern, kleinen Gärtnersleuten in der Vorstadt. Tag für Tag war er dann draußen, saß mit Marie plaudernd in der Laube oder half ihr bei der Arbeit im Garten, umschmeichelt vom Blumenduft, Liebesworten und rosigen Zukunftsträumen. Dann kam der Herbst, die Schwalben zogen fort und mit ihnen Berthold. Er ging nach Ingelhausen zurück, um nicht wiederzukehren. Die Verhältnisse waren daran schuld.

Ob Marie noch lebte? Aber gewiß, sie war ja jünger als er. Ob sie geheirathet hatte? Wohl möglich. Wenn aber nicht, dann hatte er vielleicht noch Hoffnungen. Freilich, wenn er heirathete, bekam er den Rest der Erbschaft nicht. Nun wohl, er gönnte ihn den Andern, wußte er bei seiner Anspruchslosigkeit doch überhaupt nicht, was er mit dem ihm zugefallenen Vermögen anfangen sollte.

Berthold that, was er seit Olims Zeiten nicht gethan, er betrachtete sich im Spiegel. „Hm, wenn der Vollbart fortkäme, die langen Haare kürzer gehalten und flott gebürstet würden, ich glaube, ich sähe ganz passabel aus", brummte er. „Ferien habe ich, also kurz entschlossen los. — Ursula!"

Die Haushälterin erschien. „Ursula, Du mußt mir einen kleinen Koffer packen; ich werde auf einige Tage verreisen."

„Ver—reisen?! — Aber wohin denn?!" —

„Das ist meine Sache."

Ursula stand mit offenem Munde und schlaff herabhängenden Armen da und starrte hinter dem Herrn her, der mit Stock und Hut aus der Thüre ging. Was war blos mit dem Herrn? Erst macht er dieses merkwürdige Gesicht, aus der Pfeife sind kaum ein paar Züge geraucht, die Zeitung ist nicht einmal auseinandergefaltet, und nun will er plötzlich verreisen und ist doch seit zwanzig Jahren nicht aus Ingelhausen herausgekommen, und er sagt nicht einmal, wohin, während er sonst allabendlich gewissenhaft meldet, daß er nach dem „Blauen Hirsch" zum Abendschoppen geht, obgleich sich das seit zwanzig Jahren von selbst versteht. — Sollte der Herr etwa krank sein? — —

Als aber Berthold zwei Stunden später bis zur Unkenntlichkeit verjüngt, mit elegant geschnittenem Spitzbart und flott frisirtem Haar zurückkehrte, da stieß die brave Ursula einen Schrei aus, setzte schnell die in der Hand gehaltene bedenklich schwankende Lampe auf den Tisch und lief heulend zur Nachbarin, um ihr zu erzählen, ihr Herr sei verrückt geworden, komplett verrückt — ja der Reichthum, der plötzliche Reichthum! — —

Am Nachmittag des nächsten Tages kam Berthold in H. an. Der Tausend, hatte sich die Stadt verändert! Das dort drüben sollte die Vorstadt sein? Die war ja noch einmal so groß, wie die Altstadt. Und da, wo früher die Kettenfähre schwerfällig über den Fluß kroch, schwang sich jetzt eine eiserne Brücke in kühnen Bogen über das Wasser. Die alten Gärtnereien längs des Flusses existirten aber noch, und mit klopfendem Herzen sah der Reisende das bekannte kleine Häuschen mit einer anderen Firma darüber. Schon wollte er umkehren, aber dann sagte er sich, daß es doch Thorheit sei, davonzugehen, ohne sich wenigstens nach dem Schicksal der Gesuchten erkundigt zu haben. So trat er denn in den als Laden dienenden Vorraum ein. Eine freundlich aussehende, rundliche Frau trat ihm entgegen und fragte nach seinen Wünschen. Er verlangte einige Blumen und forschte dann in ziemlich trockenem Tone: „Gehörte diese Gärtnerei nicht früher einem gewissen Faßbender?" — „Gewiß, Herr, das war mein Vater: aber der ist schon lange todt." — „Ihr Vater? — Ja, dann sind Sie — Marie . . ." — „Na dacht ich mir's doch gleich," lautete die fröhliche Artwort, „gewiß bin ich die Marie, Herr Berthold Wunderlich!" — Und ehe Berthold sich von seinem Staunen erholt hatte, rief die Frau zu hinteren Thüre hinaus: „Männe, schnell, komm' mal her! Ist ein lieber Gast hier, Herr Wunderlich, meine erste Liebe, von der ich Dir erzählt habe!"

Durch die Thür schob sich ein kräftig gebauter Mann mit sonnengebräuntem, jovial blickendem Gesicht, die Hemdärmel waren aufgestreift und ließen die braunen Arme frei, eine blaue Schürze bedeckte die Vorderseite. „Herr Wunderlich? Ah, das ist eine freudige Ueberraschung!" rief er und ergriff Bertholds Rechte, sie kräftig schüttelnd. „Das freut mich wirklich, Herr Wunderlich, Sie müssen bei uns zu Abend essen und mir viel erzählen von früher, denn von meiner Alten ist nichts herauszubringen."

Ob Berthold wollte oder nicht, er mußte dableiben. Man saß in der Stube, frischte Erinnerungen auf und scherzte ungezwungen. Plötzlich aber stockte Berthold mitten in der Rede. „Marie!" rief er in maßlosem Staunen und blickte starr nach der Thür. Dort stand, verlegen an den Bändern des in der Hand gehaltenen Gartenhutes nestelnd, das wunderbar getreue Abbild der „Blumenfee" vor zwanzig Jahren.

„Jawohl", rief Herr Kretzschmar, „das ist Marie, unsere Einzige. Komm her, Kind, hier ist Herr Wunderlich, ein Jugendfreund Deiner Mutter."

Das junge Mädchen verlor bald seine anfängliche Scheu, und mit vielem Vergnügen bemerkte Berthold, wie zierlich und geschickt sie den Tisch zum Abendessen rüstete. — Das Essen war gut, und da zu Ehren des Gastes auch der Keller ein paar gute Flaschen hergegeben hatte, wurde die Stimmung vorzüglich, so daß Berthold schließlich mit gutem Humor und zum Ergötzen der Beiden — die Tochter war hinausgegangen — preisgab, welche Absicht ihn eigentlich hergezogen hatte. Dann wollte er aufbrechen, aber man ließ ihn nicht fort; Marie hatte schon ein Zimmer hergerichtet. —

Er blieb einen Tag, und immer noch einen, und es war nicht die Gemüthlichkeit der Familie allein, was ihn festhielt. Wieder saß er mit Marie in der Laube, oder half ihr im Garten, und wieder klangen Liebesworte und gegaukelten Zukunftsträume. Und als Berthold den Gärtner eines Tages fragte, ob er ihm Marie zur Frau geben wollte, da lächelte der Alte und meinte: „Ja, wissen Sie, mein lieber Herr Wunderlich, ich mag mich von ihr nicht trennen, und ich glaube, sie will's auch nicht. Wenn's aber nur darauf ankommt," fuhr er fort, als Berthold ihn unterbrechen wollte, „daß es eine Marie aus der Gärtnerei hier ist, dann nehmen Sie doch die junge, die thut's vielleicht."

Berthold hielt es für überflüssig zu betonen, daß er es auch nur so gemeint hätte. Die junge Marie war einverstanden, und einige Wochen später hielt der Herr Gerichtssekretär mit seiner jungen Frau seinen Einzug in Ingelhausen, dessen Pfahlbürger wieder einmal Grund hatten, sich über die wunderliche Familie Wunderlich zu wundern. — —

Dann kam der Tag der Kodizilleröffnung. Abermals war männiglich versammelt und blickte mit gönnerhaftem Mitleid auf Berthold, der es so eilig gehabt hatte, sich um die zweite Hälfte der Erbschaft zu bringen und sich dazu solche Fremde aufzuhalsen, wo er doch unter den Töchtern der Verwandtschaft weit reifere gefunden hätte, die zu seinen Jahren besser paßten. — Das Letztere sagte natürlich Jeder nur von den Töchtern der Anderen.

Der Moment der Verlesung stieg herauf, und man hörte und staunte, denn der Notar las:

„Man hat mich für einen Weiberfeind gehalten, ich war es nicht. In der Jugend aber hatte ich keine Zeit, mir eine Frau zu suchen, und als ich die Zeit hatte, war ich zu alt, um annehmen zu können, daß ein Weib sich mir um meiner selbst willen verbände. Ich habe aber die ganze Misere eines einsamen Lebens kennen gelernt und halte nur den Mann für weise, der sich rechtzeitig eine Lebensgefährtin sucht. Als Grenze für dieses „rechtzeitig" nehme ich das vierzigste Lebensjahr an. Hat mein Neffe diese Weisheit bewiesen, so hege ich kein Bedenken, mein ganzes Vermögen in seine Hände zu legen, er erhält in diesem Falle auch die zweite Hälfte meiner Hinterlassenschaft. Hat er sich aber bis zum vierzigsten Jahre nicht verheirathet, so bestimme ich, daß . . ."

Der Rest ging in einem wüsten Tummlt unter, denn die „zärtlichen Verwandten" stürmten fluchend und schimpfend aus dem Saal. Der Notar hatte Mühe, den nöthigen Ernst zu bewahren, daß er den amtlichen Akt würdevoll zu Ende führen konnte. Dann beglückwünschte er den Universalerben und seine junge Gattin mit aufrichtiger Herzlichkeit. — — —

In Ingelhausen aber sagt man heute noch von einer Sache, die einen unerwarteten Ausgang nimmt: „Das geht ja gerade wie mit Wunderlichs Testament."

Kaiserin Friedrich und die Presse.

Für die Bedeutung und die Aufgaben der Presse besaß die Kaiserin Friedrich ein feines Verständniß. Allerdings hatte die Kaiserin die segensreichen Dienste, die ihr die Presse bei ihrer Wirksamkeit für das Gemeinwohl leistete, genauer würdigen und schätzen gelernt. Der „Berliner Börsen-Courier" erzählt u. A. folgendes Vorkommniß: Es war bei der feierlichen Eröffnung der Volksbadeanstalt in der Gartenstraße, als die Polizei ihre Control- und Absperr-Maßnahmen wieder besonders streng handhabte. Die Kaiserin mit ihrem Gefolge und ihrer Tochter, der damaligen Prinzessin Victoria, jetzigen Prinzessin zu Schaumburg-Lippe, sowie die zu dieser Feier geladene Gesellschaft war bereits versammelt und der Festakt sollte eben seinen Anfang nehmen, als sich vom Eingange zu dem Festraume her ein Wortstreit vernehmbar machte. Ein Berichterstatter, der sich verspätet hatte, stürzte athemlos herein, wurde aber von einem Polizeiposten angehalten und gerieth in Konflikt mit diesem Hüter der öffentlichen Ordnung. Die Kaiserin, welche die Szene wahrgenommen hatte, winkte den Herzog von Ratibor, den damaligen Ehrenpräsidenten des Vereins für Volksbäder, zu sich heran und sagte ihm: „Lieber Herzog, veranlassen Sie doch, daß der Herr ungehinderten Eintritt erhält. Die Herren von der Zeitung haben ein Recht hier zu sein. Ihnen verdanken wir es in der Hauptsache, wenn wir solch' gemeinnützige Werke, wie unsere Anstalt hier zu Stande bringen."

Die Kaiserin Friedrich liebte es, als sie noch Kronprinzessin war, neben deutschen, auch Blättern ihrer englischen Heimath zu lesen. Und sie las eifrig und nicht oberflächlich. Als ihr bei solcher Gelegenheit einmal ein Artikel zu Gesicht kam, der einen ungewöhnlich scharfen Angriff auf Deutschland enthielt, machte sie folgende Randbemerkung dazu: „Das ist eine unerhörte Verleumdung! Man schämt sich ja, in englischen Blättern solch wahnwitziges Zeug zu lesen. Der Mensch soll nach Deutschland kommen, um dieses Land kennen zu lernen." — Und diesen Ausschnitt ließ sie bei Gelegenheit privatim durch Vermittelung des hiesigen englischen Gesandten dem betreffenden Blatte zugehen.

Ein Ausspruch aber, den sie gelegentlich ihrer Reise nach Paris that, um die französischen Künstler zur Beschickung der Berliner Kunstausstellung zu bewegen, ist geeignet, die deutsche Presse mit besonderer Genugthuung zu erfüllen. Die Mission glückte bekanntlich der Kaiserin damals nicht. Ja, sie wurde sogar von einzelnen französischen Blättern persönlich scharf angegriffen. Bei der Lektüre dieser Angriffe soll sie zu ihrer Umgebung geäußert haben: „Die anständigsten Zeitungen sind doch die deutschen, sie besitzen jedenfalls den Takt, um der Sache willen die Person, die dahinter steht nicht zu beschimpfen.

Prozeß-Verschleppung.

Die Klagen über außergewöhnliche Verschleppungen der Zivilprozesse vor den deutschen Gerichten sind nie verstummt und werden nie dauernd beseitigt werden. Sie haben zu den seltsamsten Vorschlägen geführt. In Sachsen wurde im Anfang des 18. Jahrhunderts vorgeschlagen, die Gerichte sollten unter freiem Himmel tagen, damit Wind und Wetter die Richter zwängen, die Prozesse rascher zu beenden. Die „Köln. Ztg." weist nun einen Weg, wie der Verschleppung nach Möglichkeit gesteuert werden könnte; Wenn wir unsere Ueberzeugung dahin aussprachen, daß ohne eine Aenderung der Zivilprozeßordnung eine befriedigende Beseitigung der jetzigen berechtigten Klagen nicht zu erzielen ist, so haben wir dabei vor Allem das Verfahren in der Berufungsinstanz vor Augen. Es ist völlig unverständlich, daß nach dem jetzigen Verfahren mit der Anmeldung der Berufung gleichzeitig durch das Gericht die Terminsansetzung erfolgt. Dem Vorsitzenden des Senats, der nur die Berufungsanmeldung vor sich hat, fehlt es an jedem Maßstabe, zu beurtheilen, ob die spätere Verhandlung der Sache kurz oder lang sein, mehr thatsächliche oder juristische Würdigung verlangen, längere oder kürzere Vorbereitung der Parteien erfordern wird. So wird je nach Belieben und Ueberlieferung ein Termin zur ersten mündlichen Verhandlung nach 2 bis 3 Monaten anberaumt, während unseres Erachtens der umgekehrte Weg eingeschlagen werden müßte. Es sollte zunächst den Parteien innerhalb bestimmter Fristen, die vom Gericht auf Grund genauer zu begründender und vom Vorsitzenden zu beurtheilender Anträge festzusetzen wären, die Erledigung der Schriftsätze vorgeschrieben werden; ferner sollte die Möglichkeit geschaffen werden, daß ohne vorherige mündliche Verhandlung die von den Anwälten der Parteien für erforderlich erklärten Beweise erhoben würden. Erst dann sollte in knapper Frist der Termin zur mündlichen Verhandlung festgesetzt werden, der auf Grund solcher Vorbereitung in der Regel wohl auch der Termin der Schlußverhandlung werden würde.

Kunst und Wissenschaft.

— Die Frage, warum die Menschen fluchen, hat Prof. Patrick im neuesten Heft der „Psychological Review" untersucht und dabei besondere Aufmerksamkeit der Nebenfrage zugewendet, warum gerade die Worte gebraucht werden, deren die Leute sich gewöhnlich bedienen. Der Gelehrte forschte zunächst den Formen profaner Ausdrucksweise nach, die bei den verschiedenen Völkern und zu den verschiedenen Zeiten der Geschichte in Gebrauch gewesen sind, und prüfte ihren Zusammenhang mit religiösen Worten. Er gelangte zu dem Schluß, daß der Fluch ursprünglich nicht als ein Ausdruck der Aufregung zu betrachten wäre, sondern nur aus seiner Entstehung heraus verstanden werden könnte. Er bringt ihn in Zusammenhang mit dem Brummen, wodurch die Thiere Aerger oder Zorn verrathen und ihre Bereitschaft zur Gegenwehr oder zum Kampf kundgeben. Der Fluch würde danach zu den primitiven Formen der Lautgebung gehören und einen alten und tief eingewurzelten Ursprung besitzen. Seit undenklichen Zeiten, wahrscheinlich sogar vor der Ausbildung der Sprache, haben die Menschen geflucht, zunächst in unartikulierten Tönen, später in Worten. Die Worte wurden nun wohl derart ausgewählt, wie sie am besten dazu geeignet schienen, den Gegner zu erschrecken. Wenn nun der Fluch einerseits einer instinktiven Regung entspricht, andererseits eine in gewisser Beziehung befreiende Wirkung hat, warum wird er dann als „unsittlich" verurtheilt? Prof. Patrick findet dafür zwei Gründe. Der erste liege darin, daß die Fortbildung des Menschen eine stetig wachsende Anforderung an seine Selbstbeherrschung stelle. Der zweite Grund sei darin zu erblicken, daß sich zwischen den beim Fluch gebrauchten Worten und der Religion eine verhängnißvolle, aber unvermeidliche Verknüpfung herausgebildet hat.

— Ueber den Wortschatz der Kinder hat der amerikanische Seelenarzt Gale Beobachtungen an drei Kindern derselben Familie gemacht. Wie die „Ztschr. f. Psychol. und Physiol. d. Sinnesorgane" berichtet, fand er am Ende des 2. Lebensjahres bei dem Erstgeborenen einen Wortschatz von etwa 400, bei den späteren von über 700. Bei allen Dreien fand bis zum Alter von 2½ Jahren ungefähre Verdoppelung statt. Sehr interessant waren die individuellen Verschiedenheiten im Wortschatz der drei Kinder. Trotz der großen Aehnlichkeit der äußeren Bedingungen hatten die drei Kinder weniger als die Hälfte der Worte gemeinsam, und jedes über ein Viertel ganz für sich.

Haus- und Landwirthschaft.

— Westpreußische Heerdbuchgesellschaft. In der am 12. d. Mts. stattgefundenen Vorstandssitzung der Westpreußischen Heerdbuchgesellschaft wurde beschlossen, bei der Deutschen Landwirthschaftsgesellschaft den Antrag zu stellen, daß auf den künftigen Ausstellungen von den Preisrichtern nach namenlosen Katalogen gerichtet werden möchte. Die Herbstauktion der Gesellschaft soll am Mittwoch, den 30. Oktober, in Marienburg stattfinden und werden zu derselben gedeckte Färsen, welche vor dem 1. Juli 1900 geboren sind, und über 12 Monate alte Bullen zugelassen. Die zur Anmeldung erforderlichen Papiere sind vom Geschäftsführer Franz Rasch in Zoppot, Schulstraße 42, erhältlich und muß die Anmeldung bis 7. September eingereicht sein. Spätere Anmeldungen werden nicht berücksichtigt. Allem Anscheine nach wird auf der Auktion eine rege Nachfrage nach Färsen sein. Es sind beim Geschäftsführer Nachfragen von weit über 100 Stück eingelaufen und hat er die Käufer auf die Auktion mit dem Bemerken hingewiesen, daß auf derselben größere Parthien Färsen und Bullen zum Verkauf gestellt werden.

Vermischtes.

Neue Wesermündung. Kürzlich in dem Gebiete der Wesermündung vorgenommene neue Peilungen haben das überraschende Ergebniß gebracht, daß der bisherige Mündungslauf nur noch bei Niedrigwasser eine Tiefe von 4,5 m besitzt und daß sich eine westlicher belegene Fahrrinne gebildet hat, die an der Fahrwassergrenze eine geringste Tiefe von 4,9 m und mitten im Fahrwasser eine solche von 6 m hat. Es ist nun deshalb von der zuständigen Seebehörde beschlossen worden, die bisherige Mündung der Weser aufzugeben und dafür die neue westliche Fahrrinne für die Schifffahrt herzurichten. Zu diesem Zwecke sind aus dem alten Mündungslaufe alle Seezeichen ꝛc. entfernt worden und für das neue Fahrwassergebiet schwarz und roth gestrichene Baken aufgestellt. Für das Befahren dieses neuen Wasserlaufs zur Nachtzeit hat das Tonnen- und Bakenamt soeben eine neue Segelanweisung herausgegeben.

In Rudolstadt wurde von der Ferienstrafkammer wegen Untreue und Unterschlagung anvertrauter Depots der Prokurist Eduard Schröpfer vom falliten Bankhaus C. C. Triebner zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt, der mitangeklagte Prokurist Paul Triebner freigesprochen. Letzterer war im November 1900 zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt worden, das Reichsgericht hatte das Urtheil aufgehoben.

Lord Rothschild im Berliner Rathhause. Ein Familienglied der Londoner Rothschilds ist zur Theilnahme an dem Zoologen-Congreß in der Reichshauptstadt eingetroffen. Es ist dies Lord Rothschild, der als Schmetterlingssammler in der wissenschaftlichen Welt sich einen Namen gemacht hat und dank der ihm zur Verfügung stehenden Mittel die kostbarste Sammlung dieser Art besitzt. An dem Fest, das die Stadt Berlin den Congreßmitgliedern gab, nahm auch Lord Rothschild Theil. Mit den übrigen Theilnehmern machte er, wie jeder andere Nichtmillionär, den Sturm auf die Buffets mit. Der Stadtverordnete Banquier Nelke stellte ihn später den Oberbürgermeister Kirschner vor, der sich längere Zeit lebhaft mit ihm unterhielt.

Ein brasilianischer Preis für Santos Dumont. Die Brasilianer scheinen auf ihren Landsmann, den Luftschiffer Santos Dumont, sehr stolz zu sein. Der Präsident der brasilianischen Republik Campos-Salles hat dem Senat und der Deputirtenkammer einen Antrag vorgelegt, dem kühnen Luftschiffer eine Prämie von 100 Contos zu gewähren, was etwa 220 000 Mark in unserem Gelde entspricht. Santos Dumont brauchte diese Ermuthigung nicht einmal. Sein neuer Ballon befindet sich bekanntlich schon im Bau, und in den ersten Tagen des September werden bestimmt die Versuchsfahrten wieder aufgenommen.

Für die Redaction verantwortlich Karl Frank in Thorn.

Handelsnachrichten.

Amtliche Notirungen der Danziger Börse.

Danzig, den 15. August 1901.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer dem notirten Preise 2 M. per Tonne sogenannte Factorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet.

Weizen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch hochbunt und weiß 750—783 Gr. 169—173
inländ. bunt 772 Gr. 169 Mk.
inländisch roth 758 Gr. 165 M. bez.
transito roth 756 Gr. 129 Mk.

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr. Normalgewicht
inländ. grobkörnig 735—744 Gr. 135—136 Mk.

Gerste per Tonne von 1000 Kilogr.
inländische große 665—737 Gr. 126—142 Mk.

Erbsen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch weiße 134 Mk. bez.

Hafer per Tonne von 1000 Kilogr.
inländischer 135—136 Mk.

Raps per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch Winter- 255 Mk.

Kleie per 50 Kilogr. Weizen- 4,25 Mk.
Roggen- 4,47½ Mk.

Amtl. Bericht der Bromberger Handelskammer

Bromberg, 15. August 1901.

Weizen 170—180 M., abfall. blausp. Qualität unter Notiz.

Roggen, gesunde Qualität 135—146 Mk. feinst. über Notiz

Gerste nach Qualität 125—130 Mk.
gute Brauwaare 130—138 M. nominell.

Futtererbsen nom. bis 120—135 Mk.

Kocherbsen 180 Mark.

Hafer 140—145 Mk.,
neuer 125—135 Mk.

Der Vorstand der Producten-Börse.

Thorner Marktpreise v. Freitag, 16. August.

Der Markt war gut beschickt.

Benennung		niedr. Preis M.	Pf.	höchst. Preis M.	Pf.
Weizen	100 Kilo	16	50	17	—
Roggen	"	13	70	14	20
Gerste	"	12	—	13	—
Hafer	"	12	—	13	—
Stroh (Richt-)	"	10	—	—	—
Heu	"	8	—	10	—
Erbsen	"	17	—	18	—
Kartoffeln	50 Kilo	1	50	2	25
Weizenmehl	"	—	—	—	—
Roggenmehl	"	—	—	—	—
Brod	2,4 Kilo	—	50	—	—
Rindfleisch (Keule)	1 Kilo	1	10	1	30
" (Bauchfl.)	"	1	—	—	—
Kalbfleisch	"	—	80	1	20
Schweinefleisch	"	1	30	1	50
Hammelfleisch	"	1	10	1	20
Geräucherter Speck	"	1	60	—	—
Schmalz	"	—	—	—	—
Karpfen	"	1	60	—	—
Zander	"	1	20	1	40
Aale	"	1	60	2	—
Schleie	"	—	80	1	—
Hechte	"	—	80	1	—
Barbine	"	—	60	—	—
Bressen	"	—	60	—	80
Barsche	"	—	80	—	—
Karauschen	"	—	70	1	—
Weißfische	"	—	15	—	20
Puten	Stück	—	—	—	—
Gänse	"	2	50	4	50
Enten	Paar	2	20	4	—
Hühner, alte	Stück	1	—	1	60
" junge	Paar	—	80	1	50
Tauben	"	—	50	—	60
Butter	1 Kilo	1	80	2	60
Eier	Schock	2	20	3	20
Milch	1 Liter	—	14	—	—
Petroleum	"	—	20	—	—
Spiritus	"	1	30	—	—
" (denat.)	"	—	28	—	—

Außerdem kosteten: Kohlrabi pro Mandel 25—30 Pfg. Blumenkohl pro Kopf 10—40 Pfg., Wirsingkohl pro Kopf 5—15 Pfg., Weißkohl pro Kopf 5—25 Pfg., Rothkohl pro Kopf 5—30 Pf., Salat pro 0 Köpfchen 00 Pfg., Spinat pro Pfd. 15—20 Pfg., Petersilie pro Pack 5 Pfg., Schnittlauch pro Bundchen 0 Pfg., Zwiebeln pro Kilo 15—20 Pfg., Mohrrüben pro Kilo 8—10 Pfg., Sellerie pro Knolle 5—10 Pfg., Rettig pro 2 Stück 05 Pfg. Meerettig pro Stange 00—00 Pfg., Radieschen pro Bd. —05 Pfg., Gurken pro Mandel 0,20—0,40 Schooten pro Pfund 00—00 Pfg., grüne Bohnen pro Pfund 10—20 Pfg., Wachsbohnen pro Pfd. 15—20 Pfg., Aepfel pro Pfund 10—20 Pfg., Birnen pro Pfd. 10—25 Pfg., Kirschen pro Pfund 20—00 Pfg., Pflaumen pro Pfund 10—15 Pfg., Stachelbeeren pro Pfd. 00—00 Pfg., Johannisbeeren pro Pfd. 00—00 Pfg., Himbeeren pro Pfd 00—00 Pfg., Waldbeeren pro Liter 0,40—0,00 M., Preißelbeeren pro Liter 60—70 M., Wallnüsse pro Pfd. 00—00 Pfg., Pilze pro Näpfchen 12—50 Pfg., Krebse pro Schock 0,00—0,00 M., geschlachtete Gänse Stück 00—00 Mk., geschlachtete Enten Stück 00—00 Mk., neue Kartoffeln pro Kilo 00—00 Pf. Erdbeeren pro Kilo 0,00—0,00 M., Heringe pro Kilo 0,00 -0,00 M., Morcheln pro Mandel 00—00 Pfg., Champignon pro Mandel 00—00 Pfg., Rebhühner Paar 0,00 Mk., Hasen Stück 0,00—0,00 Mk., Steinbutten Kilo 0,00 Mk. Spargel pro Kilo 00—00 Mk.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.